Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erinnerungendenk00sche

Hartmann.

Erinnerungen

an den

Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen

von

Karl Schellbach

Breslau
Verlag von Eduard Trewendt
1890.

25/10 90.
60

Pamphlet Collection
Duke University Library

Erinnerungen

an den

Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen

von

Karl Schellbach

Breslau
Verlag von Eduard Trewendt
1890.

Sonderdruck
aus der
Deutschen Revue 1890.

Das Recht der Übersetzung bleibt vorbehalten.

Meine ersten Erinnerungen an Seine Königliche Hoheit rühren aus seinem zwölften Jahre her, als er noch „lieber Prinz“ genannt wurde, eine Sitte, die sich über seine Konfirmation hinaus erhielt. Sein liebenswürdiger Gouverneur, der Oberst von Unruh, später General, war mit den Eltern ernstlich bemüht, die Strahlen des Königlichen Glanzes fern zu halten, die den jungen Prinzen hätten blenden können.

Seine hochgebildete Mutter fühlte sich verpflichtet und befähigt, für die Erziehung ihres einzigen Sohnes allein zu sorgen. Sie besuchte mit ihren Handarbeiten fast ein Semester lang regelmäßig meine mathematischen Lehrstunden, die in dem Wohnzimmer des Gouverneurs abgehalten wurden. Diese ganz schmucklosen Räume lagen in dem Hintergebäude des Palais vom Prinzen von

Preußen in der Behrenstraße. Man wird begreifen, daß diese Teilnahme der Mutter am Unterrichte eine günstige Wirkung auf meinen Schüler ausüben mußte.

Wenn sich auch bald ergab, daß er keine besondere Befähigung für meinen Lehrgegenstand besaß, so waren doch die Lehrerfolge glückliche zu nennen, denn mein lieber Prinz schloß sich an mich mit der herzlichsten Liebe und Verehrung an und gewann bald eine Zuneigung zu dem ganzen Umfange der Wissenschaften, in die ich ihn einführen sollte.

Die ersten Jahre meiner Lehrthätigkeit verflossen bei uns in Ruhe und Frieden, ohne die politischen Schwankungen, die wir um uns her erlebten, aber wir näherten uns dem Jahre 1848 mit seinen heftigen politischen Pulsschlägen.

Für meinen Schüler und für mich geschah der Anfang seiner Wirkung fast mit einer Explosion.

Eine meiner Stunden fiel von 2 bis 3 auf den 18. März, einen Sonnabend. Lehrer und Schüler waren von bösen Gerüchten bereits zu erregt, als daß der Unterricht hätte ruhig fortgesetzt werden können. Wir traten ans Fenster. „Sehen Sie,

dort auf dem Markte flüchtet ein Gendarm in ein Haus hinein und das Volk stürzt ihm nach." Allerdings sah ich, wie ein Volkshaufen sich in die Jägerstraße ergoß. Wir gingen vom Fenster zurück, denn es ließ sich fürchten, das Menschengewühl möchte immer dichter und beängstigender werden. Da erschien die Mutter des Prinzen und teilte uns in freudiger Erregung mit, der König habe eine Deputation empfangen und eine Verfassung versprochen, und alles werde noch gut werden. Der König sei auf den Balkon getreten, und das Volk auf dem Schloßplatze juble ihm entgegen.

Unsere Freude wurde aber bald durch den Kammerdiener unterbrochen, der totenblaß mit den Worten ins Zimmer hereintrat: „Jetzt reiten die Dragoner über die Schloßbrücke." Die Frau Prinzeß eilte aus dem Zimmer, und der Prinz ging erschrocken auf und ab. Ich erbot mich, Nachricht zu bringen, und eilte nach dem Schloßplatze.

Auf dem Wege dahin traf ich keine Seele. Alles war tot und still. Nur an der Schloßfreiheit hielt sich ein kleiner Volkshaufen auf. Der Schloßplatz war leer, aber rings mit Dragonern besetzt.

Dicht an der Schloßbrücke stand ein mysteriöser Leiterwagen, mit Brettern beladen, um den sich ein großer Teil von den Bürgern versammelt hatte, welche verpflichtet waren, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Zu denen gesellte ich mich und erzählte, was ich soeben im Palais des Prinzen von Preußen vernommen hatte. Ich fand natürlich nur ungläubige Ohren, denn die Soldaten sollten soeben unter das Volk geschossen haben, und der Befehl dazu konnte, nach der Meinung der Bürger, nicht von Seiner Majestät, sondern offenbar nur vom Prinzen von Preußen ausgegangen sein. Die Bürger verlangten nur, daß das Militär zurückgezogen würde und sie dann ungestört mit ihrem Könige verhandeln könnten.

Während wir so im Gespräch begriffen waren, fiel ein beschriebenes Blatt aus einem Fenster des Schlosses. Ein unter den Bürgern befindlicher demokratischer Litterat hob es auf und stieg damit auf den Leiterwagen. Vorlesen! riefen alle. Er begann. „Meine Herren, Sie kennen mir!“ Trotz des Gelächters, welches der spöttische Anfang hervorrief, wurden doch die meisten Versprechungen des Königs, die das Blatt enthielt, mit Beifall auf-

genommen. Jetzt waren aber die Dragoner herangerückt und vertrieben die ganze Versammlung.

Ich war von den guten Absichten meines Publikums so vollständig überzeugt, daß ich, nachdem es entfernt worden war, den Grafen Kalkreuth bat, mich zum Prinzen von Preußen zu führen, um ihn bewegen zu können, den Befehl zum Rückzuge der Soldaten zu erteilen. Hier erfuhr ich, daß nur Seine Majestät selbst einen solchen Befehl geben könne. Während ich noch im Gespräch begriffen war, traten aus dem Schlosse zwei Männer in Bauerntracht, mit einem weißen Tuche, welches hoch um zwei Stangen geschlungen war. Auf dem Tuche standen mit großen Buchstaben die Worte: „Der König will das Beste Seines Volkes." Ich schloß mich an die Leute an und rief ihnen zu: „Kommen Sie, wir wollen die Worte durch die Stadt tragen!" Als wir über die Schloßbrücke kamen, fanden wir die Königstraße durch Volkshaufen geschlossen. Wir wandten uns daher in die Burgstraße, bis zur Dombrücke. Hier sahen wir aber den ganzen Lustgarten mit Soldaten gefüllt. Jetzt begriff ich, daß der Tag nicht mehr in Frieden enden werde. Ich verließ meine Fahnenträger und eilte so schnell als

möglich nach dem Schlosse zurück, vor dem bereits Kanonen aufgefahren waren. Einige meiner Schüler aus der Kriegsschule, in voller Rüstung, bestürmten mich, so schnell als möglich die Meinigen aufzusuchen Es war vier Uhr geworden, als ich durch die Breitestraße, die durch eine turmhohe Barrikade geschlossen war, in die Scharnstraße einbog. Von hier an fand ich auf meinem Wege bis zum Friedrich-Wilhelms-Gymnasium fast alle Straßeneingänge durch wirkliche Barrikaden oder doch wenigstens durch ihre Symbole geschlossen. Nach wenigen Stunden erfuhren wir im Gymnasium durch Kanonenkugeln, die in die Giebel der benachbarten Häuser einschlugen, und durch Kartätschen, die unsere Gymnasial-Barrikade reinfegten, an der elegante Herren mitgebaut hatten, daß die Sache bitterer Ernst geworden war.

Sobald als möglich fuhr ich nach Potsdam ins Königliche Schloß, um meinen lieben Prinzen wieder zu sehen, der mich sehr schmerzbewegt empfing, aber vollkommene Fassung und Einsicht in die gegenwärtige Lage besaß. Zunächst erfuhr ich, daß einer seiner Lehrer, ein Franzose, mit auf den Barrikaden gekämpft hatte und sehr erstaunt war, als

ihm der Gouverneur ankündigte, er könne nicht mehr Lehrer des Prinzen bleiben. Ähnliche Gedankenverwirrungen mußte der Prinz an seinen eigenen Freunden erleben. Einer seiner liebsten Gespielen, der Sohn einer angesehenen Familie, erklärte ihm, zum großen Schmerze seiner Eltern, er könne wegen seiner politischen Ansichten nicht länger mit ihm in Verkehr bleiben. Freilich zeigte sich bald, daß die Gedanken des jungen Mannes sich nicht mehr in sicheren Bahnen bewegten.

Die politischen Zustände beruhigten sich übrigens bald wieder so weit, daß sie auf unsere pädagogische Thätigkeit keinen Einfluß hatten, obgleich der litterarische Schmutz in Berlin bis zu einer unglaublichen Höhe angeschwollen war.

Während des Sommeraufenthalts der Königlichen Familie auf Schloß Babelsberg wurden auch die Lehrstunden dort erteilt, und die anwesenden Lehrer speisten Mittags mit dem Gouverneur, dem Erzieher und dem Prinzen zusammen. Der Erzieher war seit dem Jahre 44 der höchst liebenswürdige, später so berühmt gewordene Archäologe und Historiker Curtius. Die Verpflegung des Prinzen war nach der Vorschrift der Ärzte eine sehr frugale,

denn er bekam z. B. Mittags bis zu seiner Einsegnung kein Glas Wein. Nur überschritten die Lehrer diese Vorschrift bisweilen, wenn der Gouverneur die Augen zudrückte, mit einem Glase ihres höchst unschuldigen Getränks.

Der Aufenthalt der Familie des Prinzen von Preußen auf dem Schlosse Babelsberg gab vielfach Gelegenheit, den Unterricht des jungen Prinzen auf eine angenehme Weise zu erweitern. Ich war vollkommen im stande, ihn mit den Wundern der Daguerrotypie bekannt zu machen, und besitze noch zwei Bilder von ihm, die aus dem Jahre 49 stammen, aber nicht zeigen, daß er einst der schönste Mann werden würde.

Bei diesen Beschäftigungen trat der Kunstsinn des Prinzen vielfach hervor. Seine Schwester, die liebenswürdige Prinzeß Luise, sollte daguerrotypiert werden. Der junge Prinz schlug vor, sie in die Umrahmung einer kleinen, verzierten Thür des Schlosses zu stellen und ihr einen Palmenzweig in die Hand zu geben, so daß auf diese Weise wirklich ein Bild entstand, welches lange Zeit das Arbeitszimmer Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen schmückte.

An diesen künstlerisch wissenschaftlichen Beschäftigungen nahm die Frau Prinzeß von Preußen den lebhaftesten Anteil, so weit sogar, daß sie selbst kleine mechanische Arbeiten dabei ausführen mochte.

In dieser Zeit entstanden die ersten Spuren der Photographie, bei deren Anblick, ungeachtet ihres unvollkommenen Anfangs, unsere gefeierte Prinzessin schon das Ende der Daguerrotypie voraussah, was auch wirklich bald eintrat.

Nach der Einsegnung des Prinzen, die 1849 am 29. September erfolgte, wurde beschlossen, daß er in Begleitung des Obersten Fischer und eines Adjutanten die Universität Bonn besuchen sollte. Nachdem die Universitäts-Studien beendet waren, kehrte Seine Königliche Hoheit wieder nach Berlin zurück.

Hier trat in seine Dienste als Hofmarschall Herr von Heinz, ein ganz außerordentlich befähigter junger Offizier, ein.

Ihm schienen die mathematischen und physikalischen Studien in Bonn zu vollständig vernachlässigt, als daß eine Fortsetzung des früher Begonnenen nicht wünschenswert sein sollte. Er forderte mich daher, ganz mit Zustimmung seines

Prinzen, auf, mein erstes Amt in einer höheren Potenz wieder zu übernehmen.

Es fand sich dazu auch bald Gelegenheit. Der große Mathematiker Gauß war am 23. Februar 1855 in Göttingen gestorben, und man war in Hannover bemüht, einen unserer berühmtesten Mathematiker, den Professor Dirichlet, zu bewegen, Gauß in Göttingen zu ersetzen. Der Professor Dirichlet war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein ebenso bedeutender Lehrer. Durch den Einfluß unseres Prinzen hoffte ich den drohenden Verlust vermeiden zu können.

Ich hatte die ganze Angelegenheit mit Seiner Königlichen Hoheit besprochen, und in der That richtete auch unser Prinz an Alexander von Humboldt folgenden Brief:

Mein lieber Herr von Humboldt.

Vor einigen Tagen ward mir mitgeteilt, daß der Mathematiker Professor Lejeune-Dirichlet einen Ruf zur Universität Göttingen angenommen habe, worüber in der Berliner Gelehrtenwelt große Trauer herrsche, da er als einer der berühmtesten

Mathematiker Deutschlands angesehen werde, und eine große Zierde unserer Universität sei.

Zugleich erfuhr ich, daß, als nach dem Ableben des Professor Gauß in Göttingen das Gerücht herdrang, es werde Dirichlet als Kandidat dorthin genannt, letzterer geäußert habe, er wäre geneigt einen offiziellen Ruf zu jener Universität anzunehmen, und sein alsdann gegebenes Wort für ihn bindend sein. Das Ministerium des Kultus scheint diese Äußerung nicht sehr beachtet zu haben, so daß jetzt also Dirichlet den Ruf wirklich angenommen hat, zu seinem freilich großen Leidwesen, da er Berlin und alle verwandten sowie bekannten Kreise mit schwerem Herzen verläßt.

Nun soll er aber geäußert haben, daß, wenn ihm bekannt würde, daß man allerhöchsten Orts seinen Abgang ungern sähe, ferner seine pekuniären Einnahmen vermehrt, auch die Stunden an der Kriegsschule ihm erlassen würden, er dann gern hierbliebe. Freilich bedürfe es dann eines Schreibens unseres Königs an den König von Hannover, um Dirichlets einmal gegebenes Wort ihm zurückzugeben. Der Minister von Raumer soll auch geneigt sein, das Gehalt auf 2000 Thaler zu erhöhen.

Man bat mich Seiner Majestät die Sache vorzutragen. Ich thats gestern. Der König hörte mich an, äußerte sich ungehalten über Dirichlets Handlungsweise, meinte, der König von Hannover werde auf eine etwaige Bitte der eben genannten Art nicht eingehen, und wolle vor allem einmal an Sie, bester Humboldt, sich wenden, da Sie damals Dirichlets Herberufung veranlaßt hätten.

Da es nun fraglich ist, ob Seine Majestät so bald Sie danach fragen würden, mir aber die Angelegenheit als äußerst dringlich vorgestellt wird, so richte ich diese Zeilen an Sie, auch auf die Gefahr hin, meist Ihnen genau bekannte Fakta anzuführen, damit Sie wüßten, wie ich davon unterrichtet war, um dem Könige die Sache vorzutragen.

Wie traurig, traurig wäre es, wenn die Universität einen so bedeutenden Geist verlieren sollte, da man doch bisher nach Berlin mit dem Gedanken blickte, daß eine große Zahl der hervorragendsten Geister unseres Zeitalters und Vaterlandes hier vereinigt würden.

Ich empfehle mich für heute, mein theurer Herr von Humboldt, indem ich um Verzeihung bitte, wenn ich Sie mit bekannten Details belästigt haben sollte. Ich verbleibe wie immer Ihr von ganzem Herzen ergebener

Friedrich Wilhelm.

Nach wenigen Tagen erhielt ich von Seiner Königlichen Hoheit „Abschrift des Briefes von Alexander von Humboldt an mich“:

„Eurer Königlichen Hoheit meinen gerührtesten und tiefgefühltesten Dank auszusprechen für die edele und lebensfrische Thätigkeit, mit der Sie unserem Lande einen der größten Mathematiker unserer Zeit haben zu erhalten versucht, fehlen mir Worte. Leider hat die Eile, mit der Eure Königliche Hoheit gebeten wurden, einen Schritt bei dem Könige selbst zu thun, mich gehindert, Ihnen zu sagen, daß mein vieljähriger Freund Dirichlet ein Mann von dem festesten Charakter ist, auch er auf das Entfernteste geäußert hat, er würde bleiben, wenn man ihn in Hannover seiner Zusage entbinden wolle. Ich wußte bestimmt, er werde seinen Entschluß nicht ändern,

auch wenn es in der Möglichkeit gelegen hätte, daß die Einwilligung von dem Könige von Hannover gekommen wäre. Ich habe den König gestern in Charlottenburg nicht ungehalten auf Dirichlet, aber sehr ungehalten auf das Cultusministerium gefunden, das ihm Rechenschaft zu geben habe, wie durch Ungeschicklichkeit und Untheilnahme, ein solcher Verlust herbeigeführt worden sei ꝛc. ꝛc.

Mittwoch den 25. April 1855."

Man wird begreifen, wie hoch mich diese energische Handlungsweise unseres Kronprinzen entzückt hat, und welche Hoffnungen ich auf die Erfolge setzen konnte, welche dieselbe Kraftäußerung künftig, in ähnlichen, günstiger liegenden Fällen herbeiführen würde.

Nach drei Jahren, am 25. Januar 1858, feierte der Prinz seine Vermählung mit der Prinzeß Viktoria, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland, und am Montage, dem 8. Februar, seinen Einzug in Berlin, unter einem Sturme von Begeisterung und der herzlichsten Verehrung. Gleich darauf stellte mich der Prinz seiner jungen Gemahlin vor. Die ersten Worte, welche sie mit der liebens-

würdigsten Freundlichkeit an mich richtete, lauteten: „Ich liebe Mathematik, Physik und Chemie," die mich allerdings sehr beglückten, denn ich sah, wie wohlwollend der Prinz sich über mich bereits geäußert hatte.

Unter der Leitung ihres hochgebildeten Vaters, der selbst naturwissenschaftliche Studien gemacht hatte, war die Prinzessin Viktoria mit diesen Wissenschaften bekannt geworden und hatte sogar aus dem Munde weltberühmter Lehrer, wie Faraday und Hoffmann, den ersten Unterricht empfangen.

Unsere teure Kronprinzessin offenbarte unter uns ihre Liebe für Kunst und Wissenschaft bereits in der schönsten Blüte und zugleich auch ihre Freude am selbständigen Schaffen.

Ihre Königliche Hoheit suchte anfangs ihre bereits begonnenen physikalischen und mathematischen Studien unter meiner Leitung fortzusetzen, aber bald absorbierte ihre künstlerische Thätigkeit den Rest von Zeit, welchen die Ansprüche des Hofes für diese Thätigkeit noch übrig ließen.

Die hellen Augen des Prinzen Friedrich Wilhelm sahen in seiner Nähe kein ähnliches Eheglück, und wenn er sich im Besitz seiner Gemahlin glück-

lich fühlte und es, von Liebe begeistert, nach allen Seiten hin auch offen und freudvoll aussprach, so wird man begreifen, daß Vater und Mutter daheim ihre geliebte Tochter glücklich vermählt sahen.

Bald nach der Vermählung hatte ich Seine Königliche Hoheit für den Gedanken zu interessieren gesucht, der Unterricht in den oberen Klassen der höheren Schulen möchte künftig mehr Wert auf Mathematik und Physik legen. In diesem Sinne war der Kultusminister gebeten worden eine Kommission zu berufen, die untersuchen sollte, wie weit ein solcher Gedanke zeitgemäß und ausführbar sein möchte. Unser Kronprinz hatte wirklich die Gnade sich selbst an den nun folgenden Verhandlungen zu beteiligen, wie ich aus einem Briefe aus seiner eigenen Hand erfuhr:

„Soeben habe ich mit dem Cultusminister verabredet, am künftigen Freitag um 12 Uhr im Ministerialgebäude die gewisse mathematisch schulwissenschaftliche Conferenz abhalten zu lassen, und werde ich derselben beiwohnen.

Satteln Sie also!

Wie immer Ihr treu ergebener

Friedrich Wilhelm."

Wenn der damalige Kultusminister für seinen Geschäftskreis denselben Reichtum an Kenntnissen und Kräften besessen hätte wie der jetzige, so würde diese Konferenz nicht so vollständig vergeblich verlaufen sein, wie es geschah.

Diese vergeblichen Versuche wurden noch 1860 gemacht, aber seit der Entdeckung der Spektralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen, im Jahre 1861, durch welche die Menschen die Hieroglyphenschrift der Frauenhofer'schen Linien lesen gelernt hatten, eröffnete das Studium der Sonnenoberfläche Wunder auf Wunder. Der Professor Spörer in Anklam beschäftigte sich hauptsächlich mit der Untersuchung der Sonnenflecke und der Protuberanzen. Aber seine optischen Apparate waren nicht kräftig genug, um die Arbeit rasch und erfolgreich fördern zu können. Infolgedessen fand sich unser Kronprinz bewogen, dem Professor Spörer ein größeres Fernrohr zu schenken, das mit dem lebhaftesten Danke empfangen wurde.

Die nächsten Jahre schritten in der begonnenen Arbeit mit glücklichem Erfolge weiter, so daß der Gedanke reifte, nicht nur dem Sternendienste, sondern auch dem Sonnendienste Tempel zu bauen;

also nicht nur Sternwarten, sondern auch Sonnenwarten, wie Professor Spörer ganz passend vorschlug.

Die Begeisterung für Sprachreinigung war damals noch nicht erwacht, und man kehrte den Namen um in: Astrophysikalisches Institut, wie es noch heute heißt, obgleich sich meine beiden fürstlichen Beschützer, Kronprinz und Gemahlin, nur des deutschen Namens bedienten.

Ob wirklich eine solche Sonnenwarte gebaut werden konnte, dazu mußte zunächst der Finanzminister seine Zustimmung geben. Der Finanzminister war damals der jüngere Camphausen, dessen älterer Bruder Minister-Präsident gewesen war, aber glücklicher Weise auch noch immer thätig als wissenschaftlicher Astronom. Meine beiden Königlichen Hoheiten luden den Minister Camphausen nach Potsdam in das neue Palais ein und beriefen mich dazu, damit ich ihre Wünsche mit wissenschaftlichen Gründen unterstützen könnte. Der Finanzminister erhob hier von seiner Seite, wahrscheinlich auch mit Zustimmung seines Bruders, keine Schwierigkeiten mehr gegen den Bau.

Im Verfolge dieser Angelegenheiten ließ mir

Seine Kaiserliche Hoheit durch Herrn von Normann am 24. September 1872 schreiben:

„Ich beeile mich Sie zu benachrichtigen, daß Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz nicht unterlassen hat, im Sinne Ihrer letzten Zuschrift und mit Hinweis auf eine früher bereits in gleicher Richtung eingetretene Verwendung den Herrn Kultusminister dringend zu bitten, nunmehr die zur Errichtung einer Sonnenwarte bei Berlin erforderlichen Einleitungen möglichst ungesäumt treffen zu wollen. An Seine Majestät den Kaiser und König sich jetzt bereits zu wenden, erscheine nicht opportun, da die prinzipielle Entscheidung des Ministers zuvor abgewartet werden muß."

Der Bau der Sonnenwarte auf dem Telegraphenberge bei Potsdam ist erst im Jahre 1874 begonnen worden.

Der Kronprinz war glücklicher Weise überhaupt von dem hohen Werte der Mathematik und der Naturwissenschaften für die Entwickelung des Menschengeistes und des menschlichen Lebens überzeugt. An der Entwickelung dieser Wissenschaften

werden allerdings zunächst hoch begabte, erfindungsreiche Köpfe den wesentlichsten Anteil haben; aber auch andere, durch ihren Besitz oder durch ihre Machtstellung in der menschlichen Gesellschaft hervorragende Menschen vermögen zu dem Fortschritte der Wissenschaften mitzuwirken, oft kräftiger als selbst bedeutende Forscher. Unser herrlicher Kronprinz hat sich in dieser Schaffens-Thätigkeit durch seine Gemahlin stets auf das schönste unterstützt und ermuntert gesehen.

Ebenfalls schon im Jahre 1872 hatte ich in Überlegung gezogen, wie wünschenswert es wäre, ein Staatsinstitut zu besitzen, in dem praktisch die exakten Wissenschaften gefördert werden könnten. Zu dem Ende lud ich eine Anzahl Gelehrter, Helmholtz, du Bois-Raymond, Förster, Paalzow und Bertram, zu einer Konferenz bei mir ein, in der diesem Plane näher getreten wurde. Diese Verhandlungen hatte ich Seiner Kaiserlichen Hoheit mitgeteilt. Bald darauf schrieb mir Herr von Normann:

„ . . . ebenso hat Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz Veranlassung genommen, die Einrichtung eines Museums für exakte Wissenschaften

(das heutige in Charlottenburg errichtete physikalisch-technische Reichsinstitut) auf das dringendste zu empfehlen, und vorgeschlagen, eine Kommission mit Prüfung und Begutachtung des Planes zu betrauen."

Schon im Jahre 1864 hatte der Kronprinz unter Feldmarschall Wrangel den Feldzug gegen Dänemark mit bestanden, und bereits nach zwei Jahren erhielt ich von Seiner Königlichen Hoheit das teure kostbare Geschenk eines Tagebuchs über die glücklichen Kämpfe, die er selbst bei Nachod und Königgrätz gegen Österreich geführt hatte.

Dieses kostbare Buch lehrt unsern Kronprinzen als den wahren Friedensfürsten kennen und einsehen, daß wir in ihm einen wirklichen Friedenskaiser betrauern.

Er spricht sich in der menschlich edelsten Weise aus: „Das Schlachtfeld zu bereiten war grauenvoll, und es lassen sich die entsetzlichen Verstümmelungen, die sich dem Auge darboten, gar nicht beschreiben. Der Krieg ist doch etwas Furchtbares, und derjenige, der mit einem Federstrich am grünen Tische denselben herbeiführt, ahnt nicht, was er heraufbeschwört."

Über das, was ihn selbst bewegt, erfahren wir: „Meine Gedanken waren jetzt bei meiner Frau, meinen Kindern, meiner Mutter und Schwester. Unser heimgegangener lieber kleiner Sigismund schwebte mir vor, als ob sein Tod der Vorläufer eines großen Ereignisses in meinem Leben hätte sein sollen — aber Siege ersetzen nicht den Verlust eines Kindes, vielmehr bricht der bohrende Schmerz unter solchen gewaltigen Eindrücken sich erst recht Bahn."

Beim Zusammentreffen auf dem Schlachtfelde mit seinem Vater, dem Könige, erhält er von ihm den Orden pour le mérite, den höchsten Militär-Verdienstorden, für seine glücklichen Kämpfe, welche den Sieg mitentscheiden halfen. Zugleich empfiehlt der Kronprinz auch dem Könige die beiden Generale von Blumenthal und von Stosch: „denn diese beiden hervorragenden Militärs haben wesentlichen Anteil an allen meinen Anordnungen."

„Seine Majestät der König gewährte auch meine Bitte, dem General von Steinmetz für seine Verdienste den schwarzen Adler zu verleihen, und setzte auf meinen Vorschlag fest, der Schlacht den Namen „Königgrätz" zu geben."

Wenn auch wissenschaftliche und künstlerische Interessen, außer den Sorgen um den Aufbau des deutschen Kaiserreichs, unsern Kronprinzen lebhaft bewegten, so war doch sein Fühlen und Denken hauptsächlich nur dem Einzelnen zugewandt. Seine herzliche Freundlichkeit äußerte sich fast immer zugleich in kleinen Scherzen. Auf dem Couvert, in dem er mir seine und seiner Kinder Photographien zuschickte, stand die Notiz „Vergessen von dem Bufettisch mitzunehmen." Auf einem anderen, in dem ich sein und seiner Gemahlin Bilder erhielt, war zu lesen „Auf Bestellung."

Aber schon früh äußerte sich sein tiefes Gemüt in einem Briefe nach dem Tode meiner Frau.

„Mein lieber Schellbach. Soeben erhielt ich durch den General Selasinsky die mich so tief betrübende Anzeige des Todes Ihrer vortrefflichen Gemahlin. Mit welchem herzlichen Antheil ich diese Zeilen an Sie richte, können Sie am besten wissen, da Sie meine aufrichtige Liebe und Zuneigung für Sie, von Kind auf kennen, und ich brauche daher hier nicht viel Worte zu machen, denn das Herz spricht heute allein. Möge Gott

Ihnen und Ihren armen Kindern Troſt und Stärke in dieſen ſchweren Tagen und Stunden verleihen, wo alle menſchlichen Worte und Gefühle doch nur wenig ausrichten können, wenn die Seele ſo tief verwundet iſt. Sein Segen iſt der alleinige Troſt für ſolche Zeit, und Er wird ihn gewiß über Sie ergießen, und Sie und die Ihrigen aufrichten.

Nehmen Sie dieſe hingeſchriebenen Worte, die ſo zu Ihnen kommen, wie ſie mir eben mein trauriges Gemüth eingegeben hat, als den Ausdruck wahrer Teilnahme und auch wahrer Freundſchaft entgegen.

Ich verlange aber aufs allerentſchiedenſte nicht ein Wort der Erwiedrung auf dieſe Zeilen, und werde in der Befolgung dieſes Wunſches die alte treue Zuneigung erkennen, die uns Beide ſchon ſo lange erfreut hat.

So ſeien Sie denn nochmals der aufrichtigen Theilnahme überzeugt

Ihres
ewig ergebenen
Freundes
Friedrich Wilhelm.

In späteren Jahren beschäftigten seine Kaiser-Ideen, in Verbindung mit Staatsgeschäften, unseren Kronprinzen so lebhaft und fast ausschließlich, daß für weniger wichtige Interessen kein Raum mehr übrig blieb.

Kurze Zeit vor seiner Erkrankung äußerte er sich in einem Gespräche mit dem berühmten Mathematiker Weierstraß beiläufig über mich: „Ich hätte ihn öfter einladen müssen, aber das verschuldet fast immer der Hofmarschall."

Nun erhielt ich indessen doch wirklich eine Einladung zu einer Abendgesellschaft, in der leider schon die ersten Spuren seiner Heiserkeit von Seiner Kaiserlichen Hoheit selbst besprochen wurden.

Zur Bekämpfung des grauenvollen Übels wurden Reisen nach dem Süden verordnet, die doch wenigstens neue Hoffnungen erweckten. Aus einem Briefe aus Venedig, Anfang Oktober 1887, von der eigenen Hand unseres teueren, ewig unvergeßlichen Kronprinzen geht das hervor.

Venedig 2. Oktober 1887.

Mein lieber Schellbach.

Ihr Brief vom 18. vorigen Monats hat mich seines traurigen Inhalts wegen unendlich

betrübt, denn er brachte mir die Kunde des Heimgangs Ihrer Tochter Charlotte, meines Pathenkindes!

Bei der mit meiner frühsten Jugend für Sie bestehenden Anhänglichkeit, welche durch keinen Wechsel von Zeit oder Verhältnissen sich änderte, werden Sie sich der aufrichtigen Theilnahme bewußt sein, die ich angesichts eines solchen Verlustes für Sie empfinde. Ja ich möchte sagen, daß die Wärme des Gefühls für den schwer heimgesuchten Vater, heute in meinem vorgerückten Alter, in keiner Weise derjenigen nachsteht, welche mich, den eben Erwachsenen ergriff, als ich von der Geburt Ihrer Tochter hörte, und mir hierdurch Gelegenheit ward, eine der ersten Pathenstellen in meinem Leben zu übernehmen.

Sie wissen leider aus eigener Erfahrung, gleich mir, nur zu genau, was es heißt, seine Kinder überleben zu müssen; deshalb sage ich nichts weiter, als daß ich hoffe, es möge Ihnen die Kraft nicht versagt sein „Dein Wille geschehe" in Ergebung zu sprechen.

Trotz Ihres Kummers gedachten Sie in Ihrem Briefe auch noch meines Halsleidens,

und sprachen mit Antheil von der langen Dauer meiner Abwesenheit. Meine Genesung ist in vollem Gange, jedoch kann dieselbe nur eine sehr langsame, und von milderer Herbstluft als die heimathliche es ist, angeregte sein, deßhalb bleibt der Termin der Rückkehr ein noch unbestimmter. Mein englischer Specialarzt ist überzeugt das eigentliche Übel bezwungen zu haben; jetzt kommt es darauf an, durch Vermeiden von Sprechen und durch Bewahrung vor Erkältungen, meine Gesundheit also zu befestigen, daß ich zu Winters-anfang wieder meinen heimathlichen Pflichten werde genügen können.

Die Kronprinzessin schließt sich meinen tief-theilnehmenden Gefühlen an und bittet Sie gleich mir, unserer Hingebung versichert zu sein!"

Ich sah den Kronprinzen als Kaiser wieder nach der entsetzlichen Operation, der er sich unter-werfen mußte. Seine übermenschlichen Kräfte hielten ihn auch jetzt noch aufrecht, so daß immer noch ein Hoffnungsstrahl im Auge unserer unglücklichen Kaiserin zu erblicken war.

Ihre Majestät lud uns, den Professor Curtius und mich, nach Charlottenburg ein, den Kaiser neben

ihr in der Kirche sitzen zu sehen und dann in seinem Zimmer zu besuchen. Hier fanden wir ihn, zur sichtlichen Freude der Kaiserin, aufrecht stehend vor uns, fast mit einem Ausdrucke in seinen Zügen, den ich nur himmlisch nennen kann. Das Wort, das er mir auf ein Papier aufschrieb, welches er immer in der Hand trug, um sich verständlich zu machen, war „Ihre arme Tochter."

Kurze Zeit nach diesem letzten Wiedersehen siedelte der Kaiser nach Potsdam über, und hier, von Friedrichskron aus, konnte ich nur noch seinem Leichenzuge folgen.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Kaiserin Augusta

Eine Gedächtnisrede

von

B. von dem Knesebeck

Preis 75 Pf.

In der vorliegenden Rede, welche der langjährige Kabinetsrath der hochseligen Kaiserin Augusta gehalten hat, tritt dem Leser eine nach Form und Inhalt vollendete Charakteristik der unvergeßlichen Fürstin, ihrer Individualität und großen und bedeutenden Eigenschaften des Geistes und des Herzens, sowie ihres so segensreichen Wirkens auf allen Gebieten der Menschenliebe entgegen. Gewiß eine sehr willkommene Gabe den zahllosen Verehrern und Verehrerinnen der hohen Verblichenen, von der vor Jahren einer von Kaiser Wilhelm I. Getreuen geäußert hat: „In der Kaiserin Augusta liegt ein Zug antiker Größe."

N. u. St. A. — Berlin.

Wir wüßten nicht, wie man würdiger der hohen Verblichenen echtes Lebensbild an sich im Geiste vorüberziehen lassen könnte, als durch Lesen dieser herrlichen Worte des der Kaiserin lange Jahre so nahe gestandenen Verfassers.

Rostocker Anzeiger.

Daß diese vorzügliche Rede durch den Druck den weitesten Kreisen zugänglich gemacht ist, kann nur freudig begrüßt werden. Wohl nirgendwo ist das geistige, idealdurchdrungene Wesen der erhabenen Frau treffender, wärmer und vollständiger geschildert, als in dieser Rede.

Badische Landeszeitung, Karlsruhe.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei
(Setzerinnenschule).

17373